

frage auch in der katholischen Mission verschiedene Ansichten. (Vgl. darüber ZM III 350.)

Die Tagespresse brachte schon am 7. Dez. vorigen Jahres die Notiz von der Gründung einer „Deutschen evangelischen Missionshilfe“, die sich unter das Protektorat des Kaisers gestellt habe. In der konstituierenden Versammlung im Herrenhause zu Berlin und unter dem Vorsitze des Präsidenten des Herrenhauses Ministers v. Wedel wurde dieselbe in Form einer Stiftung als eine Organisation zur dauernden Erhaltung des durch die Nationalspende geweckten Missionsinteresses gegründet. Die „Magdeburgische Zeitung“ (18. Febr. 1914) zeichnet die Aufgabe dieser „kaiserlichen Stiftung“ wie folgt: „Die Missionshilfe möchte ihrem Namen Ehre machen und den alten Gesellschaften derart eine wirksame Hilfe sein, daß sie andere, vor allem national angeregte Persönlichkeiten, für die Mission erwärmt und begeistert, sowie Mittel aus den Kreisen von Bildung und Besitz flüssig macht, die sich bisher von jeglicher Missionsbetätigung fernhielten.“

Im Altkatholizismus regen sich Missionsgedanken. Nicht von innen heraus. Wie WMZ (Jan. 1914) mitteilt, ist es der Überschuß an Theologen, sowie an abgefallenen zum Altkatholizismus übergetretenen katholischen Priestern, für welche die Mission eine Lösung der Versorgungsfrage werden soll. „Da lag der Gedanke nahe, eine altkatholische Missionsorganisation zu schaffen und die offenbar im Altkatholizismus schlummernden Missionskräfte für die nach Hilfskräften schreienden Missionsgebiete zu verwerten. . . . Es kam aber (auf dem 9. internationalen Altkatholikerkongreß zu Köln, 9. – 12. Sept. 1913) ein altkatholischer Missionsbund zustande, der die Verwirklichung des Missionsprojektes im Anschluß an die Missionen der Kirchen der anglikanischen Union erstrebt. Ihm gehören Bischöfe und Geistliche der anglikanischen Kirche und hervorragende Persönlichkeiten der protestantischen Missionsbewegung als Ehrenmitglieder an“ (31).

Ein Wort zur Entgegnung.

Von P. Größler P. S. M., Limburg a. L.

Unter der Überschrift „Eine Stimme zum Frieden aus dem katholischen Lager“ hat Pfr. L. Mühlhäuser in Basel im letzten Novemberheft des Evangelischen Missionsmagazins (S. 501 ff.) eine wohlwollende Stellungnahme zu Prof. Schmidlins Artikel in dieser Zeitschrift: Wie ist ein friedliches Nebeneinanderwirken der katholischen und protestantischen Missionen in den Kolonien möglich (ZM 1913, 186 ff.) bekundet. Nachdem er dann festgestellt hat, daß die evangelische Mission im Prinzip den Schmidlinschen Forderungen nur rückhaltlos zustimmen kann, erklärt er dann weiter: „Über ich kann Herrn Professor Schmidlin speziell unter Berufung auf die Erfahrungen der Basler Mission in Kamerun aufs nachdrücklichste versichern, daß die gegenwärtige Praxis der katholischen Mission auch dort im grellsten Widerspruch zu seinen Forderungen steht.“ Anschließend sucht Verfasser seine Behauptung alsdann mit Beweisen zu belegen. Zu einer Äußerung in bezug auf diese Beschuldigungen wurde seitens der Redaktion das Wort an die am meisten interessierte Seite: die Kongregation der Pallottiner gegeben.

Wir anerkennen zunächst die durchaus edle Absicht des Verfassers jenes Artikels. Er glaubt, daß „der Weg zum Frieden nur durch eine offene Aussprache über die dazwischen liegenden Hindernisse gefunden werden kann“ und meint dann: „so mußte einmal aus den Erfahrungen der Basler Mission heraus das Unhaltbare des jetzigen Zustandes dargelegt werden“. Diese gute Absicht spricht sich auch in dem Streben nach Objektivität und vor allem in den schönen Schlußworten aus. So soll denn auch diese „Erwiderung“ keine neue Kampfansage bedeuten, sondern nur die erwartete Äußerung des apostrophierten Kontrahenten sein, auf die dann hüben und drüben ein eifriges Bestreben einsetzen kann, nach den beiderseits anerkannten Schmidlin-

schen Grundsätzen ein erträgliches und gutes „Nebeneinander“ zu schaffen. Um Ärgernis zu vermeiden, müssen wir aber doch jene Darstellung des obwaltenden Verhältnisses geben, die unsern Auffassungen entspricht. Da wird denn Verfasser gewiß zugeben, daß er seine Angaben naturgemäß nur von der Seite erhalten hat, der er selbst — als Vorstandsmitglied der Basler Gesellschaft — angehört. Von unserer Seite gesehen, vermögen wir dem allgemein gegebenen pessimistischen Urteil über die interkonfessionelle Situation in Kamerun uns nicht anzuschließen. Den einzelnen Beschuldigungen könnten wir mit bestem Gewissen eine Reihe von entsprechenden Gegenfällen gegenübersetzen. Aber wir tun es nicht, weil damit nichts erreicht wird und wir nicht selbst gleich wieder gegen die dritte Schmidlinsche Forderung: „Unlichste Vermeidung von Konflikten! verstoßen wollen. Wir neigen auch nicht dazu, deshalb an „ein planmäßiges Vorgehen auf der ganzen Linie“ als Quelle der einzelnen „Übergriffe“ zu denken oder auch nur an subjektiv empfundene „Taktlosigkeiten“ zu glauben, sondern wollen bei der Konstatierung von ähnlichen, uns unangenehmen Vorfällen in weitem Maßstabe der ersten Friedensforderung: „Anerkennung der lauterer Motive des Konkurrenten“ stattgeben. Wir halten dafür, daß im großen und ganzen die hien und drüben übel vermerkten Vorkommnisse als ein Produkt der Entwicklung der Kameruner Missionsverhältnisse zu betrachten sind, und daß persönliche Loyalität an verschiedenen Stellen des Kameruner Missionsfeldes objektive Gegenätze nicht wird ausschalten können. Wir sind da eben im Gebiete der „einmal vorhandenen sachlichen Differenzen“, über die Schmidlin in seinem Artikel sich des weiteren verbreitet (vgl. zur Sache auch das dort gegebene Zitat aus Krope, Kath. Missionsstatistik 46 f.) und gegen die auch er kein Heilmittel weiß als „Respektierung“ derselben. Gewiß geben auch wir (wie Mülhäußer für die evangelische Mission) zu, daß Unüberlegtheit und unkluger Eifer auch auf unserer Seite die sachlichen Interessengegensätze in einzelnen Fällen ungebührlich verschärft haben mögen. Aber wie wir dies Moment bei den uns verletzenden Tatsachen nicht hoch in Rechnung stellen, so hoffen wir, es werde auch unserm Partner klar werden, daß bei den Ursachen der von ihm beklagten Fälle das „Persönliche“ den geringsten Anteil hat. Denn auch wir nehmen für uns in Anspruch, daß unsere Grundtendenz eine „friedliche und verträgliche“ ist.

Die einzelnen Beschuldigungen Mülhäußers sind trotz ihres ziemlich allgemein gehaltenen Charakters, der die genauen Einzelfälle nicht erkennen läßt (dazu wirkt die Notierung unter der Chiffre „z. B.“ leicht verallgemeinernd), doch so weit unterrichtend, daß wir uns im Anschluß an unsere obige Auffassung dazu äußern können. Wenn Verfasser feststellt, daß in den neunziger Jahren die beiden Missionen „scheidungsfriedlich“ nebeneinander arbeiteten, so hat er selbst auch den Grund angedeutet, da er beifügt: „als die kath. Mission dort noch in ihren Anfängen stand“. Die einzelnen Posten der Glaubensboten stellten eben noch nicht so ausgedehnte Wirkungszentren dar wie später. Besonders stand die kath. Mission noch im Anfange ihrer Arbeit. Gewiß wäre — in Voraussicht späterer Ausdehnung des Arbeitsgebietes — ein Wirken auf gänzlich getrennten Gebieten wünschenswerter gewesen, da es das Zusammentreffen der beiden Missionen — einmal mußte es ja kommen — auf eine viel spätere Zeit verschoben hätte. Aber die politische und notwendigste Verkehrserschließung war damals erst für ein so kleines Gebiet erfolgt, daß die kath. Mission — abgesehen von Wünschen der Regierung — gerade so wie das evangelische Bekehrungswerk, nicht weit hinaus konnte, sondern in eben diesen verhältnismäßig wenig umfangreichen erschlossenen Teilen wirken und so dem Partner näher sein mußte. Darin lag der Keim zu den sachlichen Differenzen, die sich heutzutage bemerkbar machen. Im übrigen darf man doch wohl glauben, daß die Pallottiner, nachdem sie in den ersten Jahren Frieden genossen hatten, als erfahrene Missionare später gewiß nicht Streit provozieren wollten und mochten; der eine größere Konflikt in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre war überdies wenig geeignet, die Lust zu weiteren Zwistigkeiten zu schüren. Nicht damals, sondern

erst 1901 waren wir in der Lage, das Jaundegebiet mit einem Missionsposten zu besetzen, also zwei Jahre früher, ehe die protestantische Mission in Bali die Arbeit im Norden eröffnete. In Duala waren wir schon 1898. Der Schwerpunkt unserer Arbeit ruhte (neben Kribi an der Südküste) am Sanaga, und dort wurde, neben unsern beiden Stationen Marienberg (seit 1890) und Edea (seit 1891), dann die eine, flußabwärts belegene protestantische Station Lobetal (1892) gegründet. Hier (in Edea und Marienberg) entstanden dann natürlich im weitem Umkreis unsere Gemeinden. Nachdem Edea jahrelang von uns als Hauptstation gehalten worden war, mußte es dann wegen fortgesetzter Todesfälle eine Zeitlang von Marienberg aus mitversehen werden. Daß sich mittlerweile (1897) die Protestanten dort festsetzten, wollen wir ihnen nicht übel nehmen. Aber es versteht sich doch von selbst, daß es dann, als wir wiederum mit mehr Kräften am Sanaga arbeiten konnten, zu Schwierigkeiten kommen mußte. Ortschaften, die schon eine katholische Schule gehabt hatten, waren inzwischen (da unser Werk mangels der nötigen Kräfte wieder zurückgegangen war) jetzt mit evangelischen Lehrern besetzt worden. Auch das ist ja in Konsequenz einer Stationsgründung zu verstehen. Aber wir hatten in vielen der Orte doch auch unsere Christen, und so wurde dann ganz natürlich die Diaspora vorbereitet. Späterhin hat sich unsere Station Edea immer mehr gehoben und, wie natürlich, seine Wirkungsgrenzen ständig ausbreitet. Wenn die Protestanten dann auch (von ihrer 1904 weiter ostwärts in Sakbayeme am Sanaga gegründeten Station aus) ihre Tätigkeit ausdehnten, so waren auch hier bald Berührungspunkte der beiderseitigen Arbeit (besonders, da die Freizügigkeit der Eingeborenen zersplitternd wirkt). Da kann man wohl nicht gut einseitig von rücksichtslosem Eindringen der kath. Mission in das Basler Gebiet sprechen. Hier fordert ein Häuptling, der doch von Dörfern umgeben ist, die katholische Lehrer haben, einen protestantischen Lehrer. Dort passiert der Fall umgekehrt; das sind lediglich Folgen der Entwicklung näher belegener Stationen und dürfen auf keiner Seite ohne weiteres unloyaler Gesinnung der Mission zugeschrieben werden. Wir wollen etwaigen regeren Eifer oder bessere Erfolge unserer Gegner dann nicht gleich verdächtigen, erhoffen aber für unser Wirken die gleiche Beurteilung. Wie es möglich war, daß im Edeabezirke damals der protest. Lehrer den katholischen ablöste, so ist das denn auch umgekehrt denkbar. So ist wohl der Hinweis Mühlhäusers auf Buea zu nehmen, in dessen Nähe (Einsiedeln) wir seit sieben Jahren unsere Katechetenschule haben (sie wurde wegen der gefundenen Lage dort errichtet, und um der seit 1894 dort bestehenden Erholungsstation Engelberg durch die Priester von Einsiedeln Aushilfe leisten zu können) und wo wir einem Orte nach längerem Bitten einen Lehrer gaben, nachdem der protestantische Lehrer aus uns unbekanntem Gründen zurückgezogen worden war.

Was unsere Arbeit im Norden angeht, so wurden wir schon, ehe wir Jaunde eröffneten, gebeten, dorthin zu kommen, hatten auch Kinder von dort in unserer Schule, ehe wir an eine Gründung denken konnten. Das außerordentlich große Gebiet gestattete und forderte auch ein Mitwirken der katholischen Mission. Eine solche Neugründung läßt sich natürlich nur von langer Hand vorbereiten und dann auch nicht mehr rückgängig machen, wenn – vielleicht infolge des Bekanntwerdens der beabsichtigten Gründung – bei der Ankunft plötzlich die Besetzung durch einen eingeborenen protest. Lehrer konstatiert werden muß. Das kann wohl nicht Verdrängung der evang. Mission genannt werden. Speziell die mittlerweile an die Sittarder Missionare abgetretene Station Ossing war uns als einzig mögliche und sehr erforderliche Verbindung zwischen Dschang und dem schon seit 1906 für unsere alten Rio del Rey-Christen gegründeten Ikassa notwendig.

Im fraglichen Artikel wird weiter gesprochen von „Tausen von Kindern heidnischer Eltern an Orten, wo die katholische Kirche noch gar nicht arbeitet, nur um sie später für die katholische Kirche reklamieren zu können“. Der einzige Grund von Tausen ist uns die dogmatische Bedeutung dieses Sakramentes, die allerdings in

ihren Schlußfolgerungen über Pflicht und Erlaubtheit der Taufe anders urteilt als die evangelische Tauflehre. Soweit es sich um sterbende Kinder handelt, ist die reine Absicht unverkennbar. Allerdings könnte der wiedergenesene heranwachsende Christ dann unsere Sorge fordern. Bezüglich der gesunden Kinder aber sagen unsere Synodalerlasse (Limburg, 1907, S. 6) ausdrücklich, daß als einzige (außer der noch nicht genügenden dogmatischen Bedeutung der Taufe) Unterlage die moralische Gewißheit oder wenigstens die begründete Hoffnung, daß eine Erziehung in der kath. Religion erfolgen werde, gelten darf. Wir können wohl auf Anerkennung dieses lauterer Motivs hoffen, solange das Gegenteil nicht klar feststeht; und solch ein Beweis wird schwer zu führen sein. Abgesehen davon taufen außer in Notfällen bei uns nur die Priester, und da wird (Schülertaufen ausgenommen) das Taufen wohl auch nur denkbar sein, wenn der betreffende Missionar in jenem Gebiete arbeitet. Sollten aber — wir setzen den Fall — heidnische Eltern aus noch unbefetzten Gebieten kommen und die Taufe ihrer Kinder verlangen, so ist, wenn die genannten Bedingungen zutreffen (wir taufen dann überdies nie ohne kontraktliche Verpflichtung der Eltern, daß sie die Kinder seinerzeit zum katholischen Religionsunterricht schicken werden) wiederum der katholische Sinn des Taufsakramentes entscheidend. Das gilt auch, wenn die Selbsteinstimmung eines heranwachsenden Schülers unter geeigneten Umständen die Taufe heischt.

Das „Herüberlocken von Schülern der evangelischen Mission in die katholischen Schulen, was gewöhnlich (!) mit unwahren oder halb wahren Behauptungen verbunden ist (z. B. in den Basler Schulen lerne man kein Deutsch, dieselben erfreuten sich nicht des Wohlgefallens der Regierung, u. a.)“ scheint uns in dieser Form doch eine Gesinnung vorauszusetzen, die man für einen gebildeten, katholischen Europäer doch kaum annehmen kann. Um ein paar Schüler braucht man sich wahrhaftig nicht zu streiten, wo einem nur das Geld und die Lehrer fehlen, um vollgepropte Schulklassen eröffnen zu können. Wenn da etwas gesündigt worden sein sollte, so könnte es wohl nur seitens eingeborener Katecheten geschehen sein, deren Fehler uns allerdings ähnliche Schwierigkeiten machen wie den Protestanten ihre schwarzen Gehilfen. Auf letztere mag vielleicht auch der Umstand zurückzuführen sein, daß nach Mühlhäusers Wort die Berichte von Übergriffen in „so großer Zahl“ hereinströmen. Im übrigen glauben wir ja sehr wohl, daß man aus den älteren, nunmehr teilweise fast zu Diasporagebieten gewordenen Stationen beider Missionen, besonders der in und um Duala sowie am Sanaga belegenen Posten noch manche Klage vorbringen könnte, die denen in dem Artikel des EMM ähneln und die wir als notwendige und auf andern Missionsfeldern noch viel stärker sich findende Folge der Fortentwicklung der einzelnen Arbeitsposten erklärten. Wir wiederholen, daß auch wir wohl in der Lage wären, so weiter zu argumentieren. Aber es ist wirklich kein Nutzen fortgesetzten Streitens abzusehen. — Die ins Feld geführten „weiten unbefetzten Gebiete“ existieren für die Praxis eben nicht. Man kann wegen der notwendigen Verbindung zwischen den einzelnen Stationen nicht allzu weit entlegene, dazu vielleicht noch unsichere und für Verproviantierung ungünstig postierte Plätze besetzen. Und die Basler Mission wird wissen, daß die neuesten Vorstöße und Pläne protestantischer Missionen auch die bisher bestehenden katholischen „Reinkulturen“, die von Jaunde ausgingen, für Diasporaverhältnisse bereiten werden.

Möchte die Beobachtung der Schmidlinschen Vorschläge bei beiden Vertretern der christlichen Mission künftig dem Frieden dienen, damit die leider vorhandenen sachlichen Gegensätze, die sich sicherlich auch fürderhin bemerkbar machen werden, sich nicht verschärfen und die persönliche Berufsarbeit draußen wie daheim nicht bitter machen. In diesem Sinne allein sind diese Zeilen geschrieben worden. Wir können uns nicht verjagen, zum Schluß jenes weitere Motiv zum Frieden hier anzuführen und uns zu eigen zu machen, das Mühlhäuser vorbringt und das uns ganz aus der Seele gesprochen ist: „Aus der stillen, geduldigen Arbeit an Menschenseelen droht (sonst) eine blinde Jagd nach möglichst viel augenblicklichem, zahlenmäßigem Erfolg zu

werden, und die Folge wäre eine bedenkliche Verflachung der ganzen Arbeit, die Erzeugung eines religiös halbheidnischen, sittlich minderwertigen Herdenchristentums, eine Gefahr, mit der ohnehin jede Mission in Afrika zu kämpfen hat."



Besprechungen.

* Zwemer, Sam., Raimundus Lullus, der erste Mohammedanermisionar.

Wiesbaden (ohne Jahr). Verlag der Sudan-Pionier-Mission. 8° (XVIII u. 126 S., 12 Illustrationen).

Samuel Zwemer, der bekannte Mohammedanermisionar und erfolgreiche Agitator, veröffentlichte schon vor einem Dezennium diese Zeilen über Raimundus Lullus in englischer Sprache. Nun haben sie eine deutsche Übersetzung gefunden, damit sie auch in dieser Zunge redeten von der großen Dringlichkeit der Islam-Mission und die protestantischen Christen dafür begeisterten. Dieser in der Einleitung von Robert Speer und im Texte selber ständig durchklingende, im ganzen Schlußkapitel direkt angestrebte Zweck ist zu berücksichtigen, wenn man das Buch gerecht beurteilen will. Trotz des gelehrten Anstriches, den der vorliegenden Übersetzung nicht übersehte englische Zitate und lateinische Axiome, das Verzeichnis der Werke Lulls und die Literatur- und Quellenangaben der Schrift verleihen, kann sie als wissenschaftlich befriedigende Arbeit nicht angesehen werden, will es vielleicht auch nicht.

Ihr Wert liegt mehr auf dem praktischen Gebiete der Missionspropaganda. Jedoch ist auch die missionsgeschichtliche Auffassung des Lullus, wie sie hier vor Augen tritt, von Interesse. Die ganze Tätigkeit des Philosophen von Majorca stand unter der großen Devise der Mohammedanermision. Unser Verfasser hat diese Seiten verständnisvoll und mit Geschick herausgeschält. Dabei ist es interessant zu beobachten, wie der Moslimprediger des 20. Jahrhunderts die Methode des Lullus anerkennt. In der Tat waren des letzteren Bemühungen ebenso großzügig wie konsequent und energisch. Neun Jahre lang studierte er mit einem maurischen Sklaven Arabisch. Er informierte sich gründlich über Geographie und Religion der islamischen Länder und lehrte auch später diese Gegenstände im Kolleg der Minderbrüder zu Palma, das auf seine Veranlassung hin entstanden war. Noch auf dem Konzil von Vienne trat er mit Wärme für solche Missionskollegien ein und erlebte auch die Freude, daß dort die Errichtung von Lehrstühlen für orientalische Sprachen zu Salamanka, Paris, Oxford und an der päpstlichen Kurie beschlossen wurde. Damit hat er missionstheoretische Forderungen aufgestellt und selbst erfüllt, die auch heute noch nicht in jedem Missionsseminar zur Durchführung gelangt sind. Die Stärke des damaligen Islam war die Philosophie. Raimund schmiedete sie zu einem Missionsmittel gegen den Propheten um. Seine vielen philosophischen Bücher, speziell seine *ars maior* dienen dem letzten Ziel, die Wahrheit des Christentums missionsapologetisch zu beweisen. Fast modern mutet es einem an, daß dieser allseitige Mann auch eine Art Missionsroman (*Blanchnerna*) in katalonischer Sprache verfaßt hat. In seinen Disputationen mit den Mohammedanern war sein Lieblingsstoff der Nachweis, daß der christliche Gottesbegriff den islamischen an Tiefe bei weitem übertrage gerade durch die dem Moslim so anstößige Trinitätslehre. Mangel an Liebe in Allahs Wesen und Mangel an Harmonie in seinen Attributen, das war seine These. Beides aber, Liebe und Harmonie der Attribute werden in klarstes Licht gerückt durch die Trinitätsoffenbarung und die Menschwerdung der zweiten Person. Ein anderes Lieblingsargument war nicht ungefährlich, der Nachweis nämlich, daß Mohammed jedes einzelne der zehn Gebote übertreten habe. Weiter wurde gezeigt, wie arm der Islam an den sieben Kardinaltugenden (Zwemer S. 80; offenbar sind die 3 *virtutes theologicae* und die 4 *virtutes cardinales* der